

Knaben eine Freude zu bereiten dachte, angerichtet! Bittere Vorwürfe machte er sich jetzt, ganz hingegenommen von dem Traurigen, das der alte Hassan ihm erzählt, nicht gleich an die ihm von früher her bekannte Sitte der Beduinen gedacht und dadurch sehr gegen seinen Willen solch bitteres Herzeleid bei seinen kleinen Freunden hervorgerufen zu haben.

„Scheikh Achmed,“ sagte er in ernstem, eindringlichen Ton, „sieh dir die beiden an, sie gehören untrennbar zusammen, es wäre ein Unrecht, ein Jammer, sie grausam von einander zu reißen! Ja, wohnte ich in Kairo, und Omar könnte seinen Liebling bisweilen besuchen, aber ihn fortgeben, auf Nimmerwiedersehn, in ein fremdes Land?“

Der Scheikh machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung. „Warum erschwerst du dem Knaben den unvermeidlichen Abschied?“ fragte er vorwurfsvoll, „es ist gut für ihn, wenn er zeitig lernt, sein Herz nicht an vergänglichen Besitz zu hängen, es erspart ihm später viele Schmerzen!“

Es lag ein solcher Ausdruck düsterer, entsagungsvoller Trauer in dem Blick, mit welchem der edle Wüstenkrieger seinen einzigen Sohn und Erben streifte, daß Graf Helmburg nichts weiter zu sagen wagte. Ach, hatte der Scheikh nicht nur allzu recht: stand dem ahnungslosen Knaben nicht vielleicht bald viel schwereres Leid bevor als der Verlust seines Lieblingspferdes? Schwebte nicht eine dunkle, drohende Wetterwolke über der scheinbar so friedlichen Dase, und wer konnte sagen, wann und wie das Unheil daraus hervorbrechen würde? „Mein Gott, hilf du, lenke alles zum Besten!“ seufzte Graf Helmburg voll regen Mitgeföhls. Auf Omars Bitte versuchte er es noch einmal, Ali zutraulicher zu machen, doch vergebens. Das einmal mißtrauisch gewordene Pferd wollte durchaus nichts von ihm wissen, ja es wurde zuletzt so wild und ungebärdig, daß selbst Omar es nicht mehr zu bändigen vermochte. Die Versuche mehrerer Beduinen, ihm dabei zu helfen, verschlimmerten nur die Sache, so daß der Scheikh endlich gebot, sie einstweilen aufzugeben.

„Den bringt keiner von der Dase fort, es sei denn, daß Omar ihn selber reitet,“ warf einer der Krieger leicht hin, „ich wenigstens getraute mich nicht, das störrische Tier zu bändigen, ohne ihm Schaden zu thun, und sonst wird sich wohl auch niemand finden, der diese schwere Verantwortung auf sich nimmt!“

Hatte der Scheikh diese Worte gehört? Er erwiderte nichts darauf, doch in seinen ausdrucksvollen Zügen wechselten seltsam Licht und Schatten, er atmete ein paarmal tief auf, als hätten sie eine schwere Sorgenlast von seiner Seele genommen.

Auch Graf Helmburg machte keine Bemerkung darüber. Ihn beschäftigte ein ganz neuer Gedanke, der ihn völlig in Anspruch nahm. War es nicht vielleicht der beste Ausweg aus der traurigen Verwirrung, wenn Omar für eine Weile der Umgebung entrückt ward, wo ihm so viele im Dunkeln schleichende Gefahren drohten?

Er nahm sich vor, noch heute mit dem Scheikh darüber zu sprechen und ihn zu bitten, daß er ihm Omar nach Kairo mitgeben möge, wo ihn Herr von Willnow nach des Grafen Abreise gewiß gern unter seine Obhut nehmen würde, bis das Schicksal seines Vaters entschieden sei. „Dann hat er auch Freunde, die für ihn sorgen werden, wenn es, was Gott verhüten wolle, zum Schlimmsten kommt!“ dachte